

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

3.6.1923 (No. 22)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 22



3. Juni 1923

Hermann E. Busse / Aus gärender Zeit.

Tagebuchblätter von A. Ph. Kayser-Heidelberg.

Eine der merkwürdigsten Zeiten, von unserer Seite aus gesehen, ist die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, auf geistigem, religiösem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet. In vielen Zügen wohl vergleichbar der unsrigen. Es bahnte sich damals wie heute aus einem Riesenberg aufgeschütteter müder Anschauungen eine Kraft eruptiv den Weg nach oben und durchströmte heiß und unaufhaltsam alle Äußerungen menschlichen Daseins. Ein Schwanken trat zunächst ein, ein zielloses Taften, Disharmonien, Gewalttameiten. Die französische Revolution warf ihre blutigen Schatten über Deutschlands kleinstaatliche, politische Erstarrung, schreckhaft auf-rüttelnd; Napoleons herrisches Genie „bürstete die Fürstentümer und fürstete die Fürstentümer“ im Deutschen Reich, und peitschte dorten politische Gleichgültigkeit zu elementarer Äußerung eines einzigen, einigen Volkes auf. Freiheitskriege brausten über die Länder: Freiheit von Knechtschaft des Leibes und Geistes erklämpfend. So ist gleichsam mit mächtiger Hand ein gewaltig Geschehen umspannt, welches gärend und ringend, zuletzt Klärung und Wiedergeburt auf allen Gebieten schuf. In den geglätteten Wogen zukünftiger Zeit erst konnten sich die bedeutenden Führer des Volkes spiegeln.

Es waren besonders die deutsche Kunst und Wissenschaft, die sich machtvoll erhoben, obwohl sie schon vor dem hemmungslosen Ausbruch ans Licht drängender Leidenschaften und Sehnsüchte sich vom Atem einer kommenden Epoche berührt fühlten. Waren auch die Verhältnisse noch so zerrissen und wechselnd zu Zeiten, ging doch stets durch die geistige Entwicklung unseres Volkes ein einheitlicher Strom des Vorwärts und Aufwärts. In tiefster Erniedrigung stieg solches Schaffen zu lichten Höhen. Das ist auch heute so, obgleich wir noch unwägbar im Sieb der Gegenwart liegen, wahllos in der Masse.

Jene Zeit war durchglüht von den Begeisterungen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die in den Köpfen und Seelen unserer bedeutenden Männer zu reifer Erkenntnis sich klärten; durchgellt, aber auch von dem schäumenden Schrei schmachvollster Gewalttameiten, welcher gerade die Mehrzahl dieser Männer bald vom Schauplatz volksgemeinschaftlicher Taten trieb, in sich selbst zurück. Sie sammelten sich in engen Kreisen und wandten die neuen Erscheinungsformen an in der Stille ihres geistigen Schöpfens, zwiespältig oft über alle äußeren Verhältnisse des Alltags und der Umwelt. Viele überwandten die Widersprüche und Enttäuschungen der napoleonischen Zeit, indem ihre Ideen über das weltgeschichtliche Getriebe hinauswuchsen. Dichter, Denker, Künstler waren darunter: Goethe, Görres, Cornelius, Gneisenau...

Zu den stillen Enttäuschten gehörte der, dessen Tagebuchblätter soeben in der vom Landesverein Badische Heimat herausgegebenen Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main“ erschienen sind. Die Aufzeichnungen des nachmaligen Direktors des Heidelberger

Gymnasiums, Professor Karl Philipp Kayser, aus den Jahren 1793 bis 1827 sind ein überaus interessantes und aufschlußreiches Dokument des großen Wellenschlages jener Zeit, der auch unser Badnerland heftig überbrandete. Alt-Heidelberg galt damals als Treffpunkt hoher und höchster geistiger und weltlicher Würdenträger. Die Stadt, darinnen man auch stark den Pulsschlag des neuen Lebens in Kunst und Wissenschaft spürte.

Kayser ist durchdrungen vom Wesen seiner Epoche, eigentlich vom Doppelwesen dieser Wende; hin- und hergerissen im Wirrwarr der Anschauungen, dann aber ruhig einer Reise entgegengehend, welche deutlich aus den oft plastisch schlichten und klaren Äußerungen seiner Erlebnisse spricht.

Das Tagebuch beginnt mit dem Bericht, daß er am 9. November 1793 in Karlsruhe bei Geheimrat Schloffer, Goethes Schwager, die Stelle eines Hofmeisters übernommen habe. Kayser schildert gewandt das kriegerische Treiben an der Grenze, namentlich in Mannheim, Karlsruhe, Mainz, und erzählt von einer umständlichen, fluchtartigen Reise nach Holland mit zwei jungen holländischen Adligen, Zöglinge im Hause Schloffers, die er vor dem befürchteten Einmarsch der französischen Freiheitsmänner in Sicherheit bringen sollte. Hier finden sich auch Aufzeichnungen vom 25. November 1795 über die Zustände in Mannheim während der Belagerung.

Nach etlichem Wandern und Studieren wird er endlich in Heidelberg festhaft, zum „zeitlichen Praeceptor des Heidelberger Gymnasiums ernannt“. Seine Reiseberichte und politischen Anmerkungen geben ein linienscharfes Bild damaliger Zustände. Überhaupt liest sich das ganze Buch wie eine lebensvolle, handlungsreiche Erzählung. Nachdem er sich, von den Auswirkungen der Revolution erdrückt, von weltbürgerlichen Ideen und der Politik abgewandt hat, sucht er, innerlich erstarkend, den Verkehr mit Künstlern und Gelehrten. In seinem Hause war ein Kommen und Gehen fast aller bedeutenden Männer, die Heidelberg berührten, und mit vielen von ihnen trat er in rege freundschaftliche Beziehungen. Er war auf allen Gebieten ein feiner Denker und klarer Beobachter, manchmal sogar von fast kleinstädtisch anmutender, nüchternen Schärfe. Die Romantiker gehen durch die Tagebücher, oft treffend charakterisiert, zuweilen in einer Art, die doch in dem äußerlich so unerregt scheinenden Beobachter eine quellende Leidenschaft hervorblitzen läßt. Es ist wahrhaft erquickend, wie herzlich all diese Persönlichkeiten in den Rahmen dieser kinderreichen, bescheidenen Professorenfamilie gestellt werden. Dieses berührt besonders warm später bei Kreuzer, Ludwig Tied, Brentano. Die Dichter Jung-Stilling, Maler Müller, Jakobi werden genannt. Zu Hebel kam Kayser kurz vor dessen Tode, um sich bei ihm, der wegen plötzlicher Krankheit eine Prüfung absagen mußte, nach seinem Befinden in Schwetzingen zu erkundigen.

Zur Freundschaft Brentanos und Arnims gesellte sich der Denker und Gelehrte Görres als Dritter im Bund; der Philosoph Hegel lebte ebenfalls am Neckarstrand sowie der bedeutende Altertumsforscher Creuzer, ein vertrauter Freund Kayfers. Karoline von Günderode kam zu Besuch, die Dichterin, deren unglücklich Geschick sich in ihrer und Creuzers Liebe erfüllte, daß sie sich aus seelischer Not in Winkel am Rhein das Leben nahm. Bettina von Arnim hat in ihrer Brieffammlung die „Günderode“, diese ergreifende Frauengestalt in ernster Größe, erstehen lassen. Ebenfalls ein naher Freund Kayfers war der bekannte Theologe Daub.

Ein großes Ereignis am Dichterkönigreich der heiteren Mäusenstadt war der Besuch Jean Paul Richters, dessen Ruhm bereits ins „Göttergleichnis“ ging; denn man hatte noch nicht ganz das überschwängliche, hochflutende Fühlen der Sturm- und Drangzeit und der Frühromantik abgestreift. Von den Dichtern muß noch Voß erwähnt werden, dessen „Luise“ man nicht lesen konnte, „ohne Tränen zu vergießen“. Auch Goethe hat der Professor wenigstens einmal gesehen: „Am 1. October 1814 sah ich unsern großen Nationaldichter Goethe. Mehr als sehen konnte ich ihn freilich nicht.“

Neben den Gelehrten und Dichtern lebten besonders die Maler sich in dem kunstsinigen Kreis der alten Stadt ein. Da war zunächst der erste Lehrer vieler bedeutender Maler, der Universitäts-Zeichner Karl Rottmann, dessen wenig bekannter, doch origineller Kunst wir die zeitgenössischen Bilder dieses Heimatblattes verdanken. Er war der Vater des berühmten Friedrich Rottmann.

Es wäre noch von vielen Fesseln zu berichten aus diesem seltsamen Tagebuch, vom Besuche des Zaren Alexander, der mit dem österreichischen Kaiser Franz und dem Großherzog Karl von Baden am Fenster des Hylshardtischen Hauses stand, um die Huldigung der aufgeregten Menge entgegenzunehmen; von durchziehenden russischen und österreichischen Truppen, vom Erlebnis, Napoleon in Mainz zu sehen; von Malern und Dichtern, von Frauen und Männern dieser romantischen Zeit.

Der Herausgeber, Dr. Franz Schneider in Gernsbach, hat den alten Tagebuchblättern eine anerkannt wertvolle geschichtliche Redaktion angedeihen lassen. Bilder Rottmanns bringen eine wertvolle Ergänzung, die Professor Lohmeyer in Heidelberg zu danken ist. (Dieser gibt auch einen interessanten Lebensabriß des schon fast in Vergessenheit geratenen Künstlers.)

Wie immer, so ist auch diesmal wieder der C. F. Müller'sche Verlag vorbildlich, was Qualität und Ausführung dieses Wertes betrifft. Ein neues stattliches Stück gliedert sich der Reihe unserer Heimatblätter an, eine wahre Fundgrube für jeden Forscher.

(Wir bringen in Nachfolgendem einige auf Karlsruhe sich beziehende Proben. Die Schriftleitung.)

8. Januar 1794. Meine Hofmeisterschaft in Karlsruhe war von kurzer Dauer. Die Vertheidiger der Freiheit strengten alle ihre Kräfte an, Landbau zu entsetzen und den fränkischen Boden von Feinden zu befreien. Und dieses glückte ihnen mehr, als sie selbst scheinen gehofft zu haben. Die Österreicher wurden gänzlich auseinander gesprengt und Braunschweig zog sich in guter Ordnung zurück. Wir waren in Karlsruhe in großer Noth, denn wie leicht konnte ein Schwarm von Freiheitsmännern den günstigen Zeitpunkt benutzen, über den Rhein setzen und die unbedeckten Grenzen, mithin auch Karlsruhe, zu überziehen, nach Feindes Sitte auszuplündern und uns wie Feinde behandeln. Vor allen Dingen hatte mein Principal für die beiden Clermonts zu sorgen und daher bat er mich, diese nach Hause zu begleiten. Wir packten und waren völlig gerüstet, als den Abend vor der Abreise eine Nachricht von Waldeck kam, daß dieser die diesseitigen Rheinufer zur völligen Sicherheit decken wolle, welche unsere Reise rückgängig machte. Wie froh wir waren! Denn wir waren schon als abwesend betrachtet und man bewillkommnete uns ordentlich. Dem General, dem wir unsere Sicherheit verdankten, ward ein Vivat getrunken und beim Schlafengehen sagten sich alle mit frohem Blicke eine gute Nacht. Indeß dauerte die Freude nicht sehr lange, denn nach Verlauf von 8 Tagen ließ Waldeck an den Hof sagen: weil Wurmser ihm ein Corps nach dem andern weg ziehe, könne er sein Versprechen nicht halten. Nun ging das Flüchten von neuem an, und wer nur konnte, machte sich davon. Wir packten abermals und reisten denselben Tag, als auch Schlosser mit seiner Familie nach Pforzheim ging, ab, um nach Baels zu gehen. Es war der 8te (Januar) in diesem Jahr p. Chr. 1794. Auf dem Wege nach Heidelberg trafen wir viele Mannschaft mit Bagage an, die nach dem Rhein, woher wir kamen, gingen. In Heidelberg stellte ich bei Freund Gutenberger meinen Koffer ab, jedoch ohne dafür verantwortlich

zu seyn, im Falle daß auch Heidelberg von der communi calamitate leiden sollte. Von da gieng über Darmstadt, Frankfurt, Castell, Schwalbach, Coblenz, Bonn, Cöln, Jülich, Aachen nach Baels, dem ersten holländischen Dorfe. In Cöln besuchte ich mit meinen kleinen Gefährten den preussischen Gesandten v. Dohm, bey dem wir auch zu Nacht aßen. Gegen alles Erwarten traf ich hier auch einen Bekannten an, Himly, der bey ihm Secretair ist, ein Bruder von meinem Göttinger Freund. Außerdem ging ich in die Comödie und sah den Ritter Roland aufführen. Ziemlich gut. Seit dem 17. Januar bin ich nun in Baels als Interims-Hofmeister.

Es behagt mir wohl, und ich muß gestehen, daß ich über die Veränderung meiner Lage noch keine Thräne vergossen habe. Bey Schlosser konnte ich, aller der guten Behandlung ungeachtet, nicht offen seyn; es ging zu wenig frey zu; ich hütete mich vor jeder Aeußerung, wovon es möglich hätte seyn können, daß sie übel aufgenommen würde, und so war ich mir und gewiß auch ihnen oft zur Last. Vielleicht sind sie froh, mich bey dieser Gelegenheit losgeworden zu seyn. Ich bins nicht weniger, denn da, wo man mir so wenig zuvorkommt, taue ich nicht hin. Wollen es die Umstände, so verlasse ich in einem Vierteljahr diese beschwerliche Laufbahn und gehe nach Hause. Ubrigens werde ich es nie bereuen, daß ich mich in diese Lage geworfen habe. Denn ich habe doch einige Erfahrungen gemacht, habe einige Menschen mehr kennen gelernt, die mir vielleicht unbekannt geblieben wären — und das ist mir viel werth. Die Reise, die ebenfalls durch diese Lage ist veranlaßt worden, hatte für mich die Vortheile nicht, die sich sonst hätten erwarten lassen, denn wir mußten zu schnell reisen.

Hier bleibt zwar meine Philologie eine Zeitlang unbearbeitet liegen, aber das thut nichts. Ich kann indessen einige Produkte der vaterländischen Muse kennen lernen, die man hier hat. Ich lese gegenwärtig Goethe's Schriften, von denen ich bisher wenig las. Reibt diesem habe ich täglich einige Stunden mit den Knaben, wo ich sie im Lateinischen unterrichte und dann gehe ich mit ihnen brav spazieren. Eine vierteljährige Erfahrung hat mich auch hierin belehrt, daß man mit Knaben nicht zu frühe die alten Sprachen anfangen sollte. Sie haben kein inneres Interesse für sie und daher sollte man sie damit verschonen. Ich leugne zwar nicht, daß eine ausgestorbene Sprache zu vieles enthält, was ins Gedächtnis zu fassen ist und daß dieses späterhin die Sache unangenehm macht; aber kann man denn das Gedächtnis nicht durch andere Dinge üben? Und ist die Zeit nicht so gut wie verloren? — was der Junge heute behalten und gefaßt hat, weiß er morgen nicht mehr. Kein Wunder, denn woran soll er es anknüpfen? Es übt die Denkräfte; aber nicht genug, und dies kann zu weit mehrerem Vergnügen für die Kinder an anderen Gegenständen geschehen. In Karlsruhe war es vollends arg: ich mußte da, weil es nicht leicht zu ändern war, 2 Stunden hintereinander die Knaben mit dem Latein quälen, denn nach einer Stunde waren sie so abgepannt, daß es fast unmöglich war, sie in Aufmerksamkeit zu erhalten. Nach der Stunde war ich durch das viele Zurechtweisen so verstimmt, daß ich zu keiner Beschäftigung aufgelegt war.

16. April 1816. Reise nach Karlsruhe. Ich hatte mir längst vorgenommen, einmal die Residenz zu besuchen und mich den hohen Obern zu zeigen. Die zufälligen Veranlassungen zur Ausführung dieses Vorsatzes waren: die Empfehlung meines Besuches um eine Gleichstellung meiner Besoldung mit der meiner Collegen Lauter und Kleinschmid und die Nachricht, daß die vereinigten Gymnasien¹⁾ wieder getrennt werden sollten. Wir traten unsere Reise um 5 Uhr an. Es war recht kalt: der Weg war an nassen Plätzen gefroren. Nachmittags um 4 Uhr kamen wir an und lehrten im Römischen Kaiser ein. Die Stadt hat sich seit meinem Aufenhalt darin im Jahre 1793 ungeheuer vergrößert und außerordentlich verschönert, besonders durch die Erbauung mehrerer Paläste. Eichrodt²⁾ überreichte ich meine Bittschrift selbst. Ich erhielt gute Verköstigung, man fand mein Gejuch billig. Dümge begleitete mich auf die Hof-Bibliothek, die zahlreich, aber in einem unschicklichen Locale aufgestellt ist, und in die Kirchen, welche trotz des Aufwandes von Kunst und Geld den alten Gothischen weit nachstehen. Im Museum sah ich Hebel, Gersiner, Petersohn, Zandt³⁾, auch Müllin von Mannheim. Hebel empfing mich mit den schmeichelhaften Worten: Sie sind mir schon lange bekannt und werth. Den Minister von Wertheim sprach ich auf der

¹⁾ Das reformirte und das katholische Gymnasium waren 1808 zu einem paritätischen zusammengesezt worden, die Leitung wechselte alljährlich zwischen dem reformirten und dem katholischen Direktor.

²⁾ Referent für Universitäts- und Schulsachen im Ministerium des Innern. Schneider S. 304.

³⁾ Lehrer am Karlsruher Gymnasium.

Straße. Gräff*) hatte von kat. hollischen Räten von der bevorstehenden Trennung der vereinigten Gymnasien gehört. Da sie über eine Besoldungszulage sich nicht hatten vereinigen können, trugen die katholischen Räte selbst auf Trennung an. Von protestantischer Seite nahm man es mit Freuden an, selbst Ewald nicht ausgenommen; aber noch war kein bestimmter Antrag gekommen: zum deutlichen Zeichen, daß man vor der Hand Alles beim Alten zu lassen wünschte. Ich hatte aller Orten gerathen, nicht in Heidelberg ein protestantisches, in Mannheim ein katholisches Gymnasium zu errichten, sondern an jedem dieser Orte zwey, ein protestantisches und ein katholisches zu gründen. Am 19ten war ich um 4 Uhr wieder in Heidelberg.

*) Lehrer am Gymnasium in Rastatt. Schwiegerohn des Postamtsverwalters Becker in Heidelberg.

23. May. Der Staatsrath Eichrodt hatte mich Abends zuvor fragen lassen, ob er mich abholen sollte oder ob ich zu ihm kommen wollte, um mit ihm und dem Staatsrath Wieland auf die Bibliothek zu gehen und ihnen die von Paris heimgekehrten Codices zu zeigen. Ich nahm mit ihnen und v. Kleudgen*) auch das von Traittensche Haus*) in Augenschein, welches man im Sinne hatte anzukaufen und zu einem Bibliotheks-Gebäude einzurichten.

*) Universitätssekretär.

*) Das ehemalige Jesuitengymnasium in der Auauktinergasse, das allerdings erst 1827 für die Universität angekauft wurde, jetzt Seminariengebäude der Universität. Siehe Hirsch, Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg, S. 98.

Rudolf K. Goldschmit / Notizen zum unfreiwilligen Plagiat. Die Verse des Anderen.

Man weiß, daß in Schillers Wallenstein zwei Verse von Goethe stehen: „Ein Hauptmann, den ein anderer erschach, Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.“ Goethe hatte Schiller diese Verse als Einführung vorgeschlagen, ja sogar eigenhändig ins Manuskript des Wallenstein hineingeschrieben, um die Herkunft der Würfel zu motivieren. Die Goetheschen Verse laufen heute als Verse Schillers. Aber man kennt die Herkunft und zwei Verse von rund 6500 — soviel zählt der ganze Wallenstein — stellen noch kein Plagiat dar. Unbeabsichtigte Plagiate kamen besonders im Kriege oft vor. Deutsche Soldaten schrieben sich Kriegsklieder und Gedichte ab, sandten sie in die Heimat und die Angehörigen gaben sie der örtlichen Presse zum Abdruck, von wo der Weg dann in viele andere Zeitungen weiterging. So machte eine Zeit lang in fast allen Zeitungen des Reiches ein Gedicht „Hoch am Gewehr den Blumenstrauch“ unter der Autorschaft eines einjährigen Musketiers die Runde, bis sich herausstellte, daß der eigentliche Verfasser kein Geringerer als — Richard Dehmel war.

Sehr hübsche und amüsante Plagiate sind wiederholt unbeabsichtigt von Herausgebern der Werke Verstorbener verübt worden. Für den betreffenden Herausgeber sehr fatal ist der Druck der „Lehmbruck-Gedichte“ geworden. Während des Krieges hat sich in Berlin der junge Bildhauer Lehmbruck erschossen. Der Kunstkritiker Paul Westheim hat die Nachlassbiographie dieses genialischen Künstlers geschrieben. Im Anfang druckt er Auszüge aus dem Tagebuch Lehmbrucks ab, darunter auch einige Gedichte „Lehmbrucks“. Westheim setzt sich dabei aufs hohe kritische Ross und schreibt zu den Gedichten: „Lehmbruck hat gelegentlich sich auch durch das Wort auszu-drücken versucht (!) . . . Nachstehend einige charakteristische Auslese dieser, das Schaffensbild ergänzenden Ausführungen . . .“ Es stehen da einige nicht ganz unbekannte Gedichte „Du öfdest Sclave, deinen Mund“, „In einem Winkel seiner Werkstatt las usw.“. Sie sind alle „mehr als nett“. Nur sind diese also gelobten Gedichte, die im Tagebuch Lehmbrucks stehen, nicht von Lehmbruck, vielmehr sehr bekannte (!) Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Lehmbruck hatte die Gedichte Meyers einmal gelesen und die ihm am besten gefielen, in sein Tagebuch abgeschrieben. Nach dessen Tode las der wenig literaturkundige Westheim diese Verse in Lehmbrucks Tagebuch und druckte und kommentierte sie als Lehmbrucks Dicht-Proben. Wer sich die Westheimische Lehmbruck-Monographie aus dem Kurt Wolff-Verlage in München kauft, findet dort also noch die Meyerschen Gedichte unter der falschen Autorschaft Lehmbrucks.

Der autorlose Eintrag ins Tagebuch hat auch Hölderlin zu Unrecht zur Urhebererschaft eines schönen Gedichtfragments verholfen. Bis auf wenige Fälle findet man in allen Ausgaben Hölderlinscher Gedichte folgende Verse:

Der Tod.

... Er erschreckt uns,
Unser Reiter, der Tod. Sanft kommt er
Leis im Gemüth des Schlafs.
Aber er bleibt fürchterlich, und wir sah'n nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt aus Hüllen der Nacht hinüber
In der Erkenntniße Land.

Diese Verse stehen in einem Tagebuch, in das der junge Hölderlin seine Gedichte eingetragen hat. Dort findet man auch diese — hier zitterten Strophen. Aber sie sind nicht von Hölderlin, sondern von — Klopstock! Hölderlin war, als er

diese Verse Klopstocks gelesen, so begeistert, daß er sie in sein Gedichtest eintrug. Spätere Herausgeber haben das ganze Heft abgedruckt, ohne die einzelnen Gedichte philologisch-kritisch zu prüfen. Erst in unserer Zeit ist man dem Irrtum auf die Spur gekommen und in den allerletzten Ausgaben Hölderlins ist jetzt das Gedicht weggelassen. Weitere Anekdoten über sehr bekannte Literaturhistoriker, die von Schülern, die über die Herkunft des Gedichtes Bescheid wußten, hereingelegt worden sind, laufen sehr zahlreich unter den Germanisten um. Vor einigen Jahren erschien von Hans Bethge eine kleine Hölderlin-Biographie (Verlag Schuster und Köffler, Berlin). Dort steht auf Seite 86: „An den Tod denkt wohl der Unselbige oft. Es gibt einen kleinen rührenden Torso aus dieser Zeit. — — — Er erschreckt uns, usw.“ So lange spukte der Irrtum.

Daß nicht Verfassern, sondern auch Vertikaleiten Gedichte fälschlicher Weise zugeschrieben werden, dafür gibt Heidelberg ein sehr charakteristisches Beispiel: 1886 erschien zum Universitätsjubiläum eine Anthologie Heidelberger Gedichte und Nieder von Mans. Dort steht als Goethisches Lied auf Heidelberg auch die Verse aus dem Diwan:

„Ros' und Vlie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe
Sintenan bebüschet und traulich
Steigt der Felsen in die Höhe,
Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterchloß gekrönt,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Tal verjöhnt.“

In dem Ritterchloß hat Mans also das Heidelberger Schloß gesehen. Viele, die über Heidelberg geschrieben, haben diese Auffassung übernommen. Ja 1911 hat ein junger Gelehrter, Fritz Sauer, eine wissenschaftliche (!) Monographie über „das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur“ geschrieben und darin dies Gedicht Goethes als „Heidelberger Schloßgedicht“ angeführt. Als Heidelberger Schloß-Gymnus geht dies Gedicht weiter und Wilhelm Jähringer, der sich anscheinend auf Sauer stützt, schreibt in seinem 1922 erschienenen Buche „Mein Heidelberg“, S. 154: „Während seines Heidelberger Aufenthaltes umwandelte Goethe öfter unweit des Hauses Boisseree im Garten Thibauts (Karlsplatz 16). Es folgen dann die oben mitgetheilten Strophen im Wortlaut und Jähringer fügt der letzten Verszeile hinzu: „Von hier aus steigt der Dichter nach seinen eigenen Aufzeichnungen . . . hin-auf zum Schloß.“

Das Gedicht könnte auf Heidelberg geschrieben sein und es wäre ja sehr nett, wenn damit der Heidelberger „Nieder“-Kranz um einige Strophen Goethes bereichert würde. Aber trotz Mans und Jähringer und trotz der „wissenschaftlichen“ Unterfuchung Sauers hat es mit Heidelberg nichts zu tun. Goethe kam im September 1814 nach Heidelberg: das Gedicht ist aber schon im Juli geschrieben und zwar in — Eisenach. Das darin besungene Schloß ist also — die Wartburg.

Gerade dies Beispiel zeigt, wie Irrtümer, die sich einmal festgesetzt haben, auch aus der Literaturgeschichte schwer auszu-zwotten sind. Für den Geniespender ist schließlich auch die Urhebererschaft belanglos. Das Kunstwerk soll unabhängig vom Biographischen genossen werden. Wenn man aber schon den Verfasser oder die Vertikaleiten zitieren will, dann ist es doch immerhin lebenswürdiger und artiger, richtig zu zitieren.

Franz Sales Meyer / Der Jakob und der Anton.

Lang, lang ist's her, seit man das Lied in den Volksschulen sang. Vom offenen Fenster aus bläutert der Windhauch in einem vergilbten Hefte; ich erhasche im Hinsehen die Anfangszeilen:

Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last,

und unwillkürlich tauchen aus dem Dämmer meiner Jugenderinnerungen zwei biedere Gestalten auf, der Jakob und der Anton, die beiden Drescher meines Großvaters. Europens überkündete Höflichkeit war ihnen fremd geblieben; sie waren brave, gute Leute, arbeitsam und stets zufrieden, ungeschliffene Edelsteine. Sie waren wohl näher an fünfzig als an vierzig; sie hatten Weib und Kind, und weil diese leben wollten, drochen die beiden. Sie wohnten in kleinen Häusern weit hinten im Tal, der eine im Spizenbach, der andere im Biederbach. Wenn sie hinaus in die Rheinebene wollten, so konnten sie mit den heimatischen Bächen zunächst zur Elz und dann mit dieser vorbei an Waldkirch und Emmendingen nach Kenzingen laufen. Das wäre aber ein großer Umweg gewesen; das Wasser legt beim Wandern mehr Wert auf die Bequemlichkeit, als auf die Kürze. Man konnte in der halben Zeit hinunterkommen, in stark vier Stunden, wenn man erst zum Hünersedel anstieg und dann den Weg über den Streitberg nahm.

Und sie kamen regelmäßig dreimal im Jahr, zum erstenmal im Juni zum Heuet, zum zweitenmal im September zum Ohnden und das drittemal im Winter zum Dreschen. Man brauchte ihnen nicht zu schreiben; sie kamen ungerufen, aber sicher wie der Wech auf den Baden. Gott weiß, wie die dahinten heraustrickten, daß drunten im Klostergrün das Gras gerade zum Abmähen reif sei. Sie mähten es tadellos gegen Bezahlung in bar, Kost u. Logis gratis. Das letztere bestund in einem Freiplatz auf dem Heuspeicher. Der gegenseitigen freundigen Begrüßung und den nötigen Abmachungen beim Vesper und einem Krüglein Wein folgte das Dengeln des Geschirrs, d. h. das Scharfmachen der Sensen mit dem Hammer. Es hatte entschieden etwas Festliches, dieses Dengeln an allen Ecken. Die Musik ist etwas eintönig, aber sie hat Klasse und ist trotzdem noch in keiner Pastoralhymphonie verwertet. Zu Bett, das heißt ins Heu, gingen dann die Braven mit den Hühnern, also noch bei Tage, weil sie ja schon vor Tag wieder auf den Beinen sein mußten. Beim ersten Morgenrauen mußten sie schon in den Wiesen stehen; das Gras schneidet sich taufrisch am besten, das Wasser perlt am Senzenblatt und man braucht keines im Kumpf zu führen (Kumpf ist der am Leibriemen angehängte Holzkübel für den Wehstein).

Das Abmähen des Heu- und Ohndgrases war jeweils in zwei oder drei Tagen erledigt. Das Geschäft des Dreschens dagegen füllte einen guten Teil des Winters aus, und das dabei entwickelte Verhältnis war sozusagen patriarchalisch. Dem Jakob und dem Anton blieb anheimgestellt, wann sie die Kampagne beginnen wollten, jedenfalls aber mußten die Kartoffeln vorher daheim sein. Die beiden erschienen nicht allein auf der Bildfläche; die andern Bauern hatten auch ihre Drescher, je zwei; nur der profrige Kronenwirt hatte deren drei und ließ statt im landsäufigen Allabrede im lustigen Dreiachteltakt dreschen. Die Fremdenkolonie zählte wohl an die zwei Duzend Hinterwälder, die sich über das Städtle verteilten. Den Morgen- und Abendtisch hatte der Bauer zu stellen; über Mittag waren die Talherren Selbstverfolger. Gewohnt und geschafft wurde in der Scheuer, geschlafen im Heu oder auf dem Stroh. Sie hatten einen Rod und einen Gott und kamen, wie so mancher Mann im Weltkrieg, wochenlang nicht aus der Montur. Sie war hergestellert aus indigoblauem Zwillich, der schon etwas aushielt, aber sich beim Strapazieren ins Achgraue verfärbte. Um 2 oder 3 Uhr morgens begann das Tagwerk bei Laternenschein; um 6 Uhr gab es eine Niesenschüssel irgend einer dicken Suppe, die man richtiger Brei geheißen hätte. Von 11 bis 12 Uhr war Arbeitspause und Stellbichein in der Hauptstraße zum Austausch der Neuigkeiten. Stehend an einer sonnigen Wand verzehrte jeder einen halben Laib (zwei Pfund) Schwarzbrot, den er sich beim Bäcker kaufte. Zum Abendtisch gab es Suppe, gequellte Kartoffeln und einen Topf Sauermilch pro Mann. Das Dreschen ist ein anstrengendes Geschäft, und „Hunger haben wie ein Drescher“ ist keine leere Redensart. Man haute damals im Breisgau eine kleine kugelige, rot- und dickhäutige Kartoffel, die von der Salatbereitung abgesehen, in jeder Hinsicht vorzüglich war. Von ihr vertilgten die Drescher ganze Berge. (Einem derselben gelang es einmal, 90 Stück auf einen Sitz zu verpeisen, was ihm den Beinamen „Rümmeling“ eintrug. Zehn Garben sind ein Neunling,

weil ehemals eine Garbe als Zehntleistung fortfiel; 9 Neunlinge demnach = 90.)

Es wurde nicht um Lohn gedroschen, nicht um schönes Metall, sondern gegen Naturalleistung, und zwar, direkt bei der Sache bleibend, um die Dreschfrucht selbst. Man droch um den 11. oder 12. Sester oder annähernd so, was alljährlich durch Gemeindebeschluß je nach Ausfall der Ernte festgestellt wurde. Das gedroschene und „geputzte“ (gereinigte) Getreide wurde während der Woche zu Hausen geschafft und am Samstag mittag erfolgte das „Aussassen“. Also z. B. zehn gestrichene Sester in die Säde des Landwirts, der erste in den Säde der Drescher, usw. Der Rest blieb liegen bis zur nächsten Woche.

Da erschien eines schönen Tags die erste Dreschmaschine, ein rotgestrichenes, pustendes und ratterndes Ungeheuer, gewillt, dem hergebrachten System den Garaus zu machen. Um sich leichter einzuführen, machte sie es, wie die Kirche es machte, als sie dem Heidentum auf den Leib rückte; sie nahm verschiedenes herüber. Sie droch — aber nur bis die Konkurrenz besiegt war — auch um den Sester, jedoch um den 15. oder 16., war also rund um 25 Prozent billiger und verlangte kein Morgen- und Abendessen. Zwar mußte alles, was in der Familie Hand und Fuß regen konnte, mithelfen und sich den Kopf verbinden, um im Staub nicht unzukommen; aber man war in verblüffend kurzer Zeit fertig. Am schlimmsten kam das Stroh weg; es wurde in der Maschine „verworfen“, verlor einen Teil seines Kaufwertes und war zu Strohscheiden und andern Bindereien kaum noch zu gebrauchen. Sie Wels! Sie Waiblingen! Die revolutionären Geister im Jungbürgertum und die Kratzbürsten, die mit ihren Dreschern schlecht auskamen, stellten sich auf Seiten der Maschine; der konservative Teil hielt nach wie vor zu seinen Dreschern. Auf die Dauer ließ sich der Dualismus nicht halten und es erging der patriarchalischen Drescherei, wie es den kleinen kugelligen Kartoffeln erging, als sie von Magnum bonum, Industrie und andern Sorten verdrängt wurden, die zwar weit weniger gut, aber ansehnlicher und ansiegbiger waren.

So kann es kommen: nun bin ich ins Allgemeine geraten und wollte doch vom Jakob und vom Anton schreiben, die so harmlos und so nett waren. Sie ließen sich, wenn sie am Sonntag bei uns in der Stube saßen, vom Großvater so gern erzählen, wie anno 13 in dieser Stube 25 Russen lagen; wie sie einen davon bis zum Kopf in den Mist eingruben, weil er sich maßlos in Schnaps betrunken hatte; wie er selber Fourage nachführen mußte und dabei bis Danne-marie im Elsaß kam, usw. Sie freuten sich wie die Schneekönige, wenn die Kinder auf der Straße zum Ringelreihen sangen:

„S' Neuebedsepps Dedbett het sechs Ed,
Sechs Ed het 's Neuebedsepps Dedbett.“

Der Neuebedsepp war nämlich mein Großvater selbst. Warum sein Dedbett sechs Eden haben sollte und wer den Uk aufs Tapet gebracht, ist, nebenbei bemerkt, nie an den Tag gekommen.

Mich hatten sie besonders ins Herz geschlossen. Ich sollte ihnen auch jeweils erzählen, aber was ich erlebt hatte, war kein beisammen, und was ich erlernt hatte, war ihnen zu rund. Als ich sie einmal in mein Skizzenbuch abkonterseite, betrachteten sie mich in staunender Ehrfurcht, als ob ich eine Art Wunderkind wäre, und ebenso, als ich gelegentlich meinem Großvater sagte, seine sog. Hänferrechnung sei nur eine verschleierte, nicht ganz genaue Dezimalbruchrechnung. (Die Hänferrechnung multipliziert das Pfundgewicht mit dem Guldenpreis für den Zentner Hanf. Die letzte Stelle des Produkts zählt für Kreuzer, die zweitletzte für Sechser; die übrigen Stellen sind Gulden.)

Ogleich die beiden sich nach wochenlanger Abwesenheit heimsehnten, fiel ihnen der Abschied jeweils schwer. Man lud ihr Erdroschene auf einen leichten Wagen; sie setzten sich auf ihre Säde; mein Onkel spannte den Fuchs und den Braun vor und führte sie der Heimtat zu, was einem Trinkgeld gleichkam. Sie kamen trotz des roten Ungetüms nach wie vor zum Dreschen, noch ein paar Zährlein, bis der eine den Weg ins Jenseits nahm und der andere einen neuen Kameraden nicht mehr suchen wollte.

Ja, der Jakob und der Anton! Wie sie sonst noch hießen, wußten wir nicht, war zu wissen auch nicht nötig. Ihr Los war klein gefallen, der Horizont ihres Lebens war eng umschrieben; über den millionsten Teil des Erdenrunds sind sie kaum hinausgekommen; aber sie waren es zufrieden und damit glücklich. Sie waren bodenständige, durchaus verlässliche Stützen der Arbeit. Arbeiten können und arbeiten wollen ist immer ein Segen, und das Glück ist stets relativ. Es wird nur denen zuteil, die es zu haben glauben.